

So liegt ein nach außen ansprechend gestalteter, im Innern reichhaltiger und durchaus vielfältiger Kranz von anregenden, Fachgrenzen auch überschreitenden Arbeiten vor, manche fast monographischen Umfanges, deren Vielfalt freilich durch zwei Aspekte zusammengehalten und unter ein gemeinsames Dach gestellt wird: „Genese und Ausformung der literarischen Gattungen“ – so das Programm der Festschrift zum Einen, zum Anderen die Spiegelung der wissenschaftlichen Tätigkeitsfelder des Geehrten in den Beiträgen der ihn Ehrenden.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

*Christoph Ulf/Robert Rollinger (Hrsg.): Lag Troia in Kilikien? Der aktuelle Streit um Homers Ilias. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2011, 448 Seiten, EUR 49,90 (WBG-Preis EUR 39,90; ISBN 978-3-534-23208-6).*

Ist der Streit noch so aktuell? Auf jeden Fall war er erbittert und leidenschaftlich, nachdem im Dezember 2007 die berühmte Schrott-These veröffentlicht worden war.<sup>1</sup> An eine Szene während des Bundeskongresses des DAV im Frühjahr 2008 kann ich mich noch gut erinnern, als nach einem Vortrag über HOMER die Frage aus dem Publikum kam, was denn von RAOUL SCHROTT und seiner These (die zu diesem Zeitpunkt ja ganz „frisch“ war) zu halten sei. Der Vortragende sagte darauf nur: „Was sie wert ist, sagt doch schon der Name.“ Ein, wie mir schien, befreites, erleichtertes Lachen war die Reaktion. Die Welt der Altphilologen, so schien es, war wieder in Ordnung. Denn darum ging und geht es ja auch: ist der Homer der Altphilologen der Homer, den sie gewohnt sind, oder ist er vielleicht gar ein ganz anderer? Unter anderem darum geht es in dem oben genannten Buch. In dem Zusammenhang möchte ich aber auch auf das Buch<sup>2</sup> von JOACHIM LATACZ, der von WOLFGANG KOFLER als „der in der deutschen Homerforschung dominierende Philologe auf der Seite von MANFRED KORFMANN“<sup>3</sup> bezeichnet wird, eingehen und es R. Schrott entgegenstellen. Korfmann hat ja bekanntlich seit 1988 die Forschungen in Troia/Hisarlik geleitet und ist 2005 unerwartet verstorben. Sein Nachfolger, Professor E. PERNICKA und ebenfalls Tübinger Archäologe, hat im Jahr 2012 aufgehört und die Leitung an

den klassischen Archäologen W. AYLWARD aus den USA weitergegeben.

Doch zunächst einmal soll die Schrott-These wiedergegeben werden. Ich ziehe dazu einige Aufsätze von Autoren heran, die zu dem oben genannten Buch beigetragen haben. So nimmt beispielsweise ANDREAS MEHL zu Beginn seines Aufsatzes Bezug auf die These Raoul Schrotts, Homer sei ein in Kilikien lebender Grieche gewesen und habe in seiner *Ilias* Zustände und Ereignisse im Kilikien des frühen ersten Jahrtausends, insbesondere dortige lokale Aufstände gegen neuassyrische Herrscher, geschildert, indem er aus Griechenland und dem Ägäisraum über Zypern nach Kilikien und so auch zu ihm gelangte Mythen vom Troianischen Krieg entsprechend umgearbeitet habe. Von daher ist für Schrott als geschichtlicher Hintergrund das Verhältnis zwischen Zypern und Kilikien wichtig.<sup>4</sup>

Bei HAJNAL<sup>5</sup> heißt es folgendermaßen: „In seiner Publikation ‚Homers Heimat‘ entlarvt Raoul Schrott den griechischen Dichtervater Homer als einen in assyrischen Diensten stehenden Schreiber, der seine Arbeit im siebten vorchristlichen Jahrhundert in Kilikien an der südöstlichen Ägäisküste Anatoliens verrichtet hat.“

Und weiter: „Demnach habe in der ausgehenden Bronzezeit der entscheidende Kulturtransfer zwischen Griechen und Kleinasien in Kilikien stattgefunden, weshalb viele kilikische Realia ins Epos eingeflossen seien. In erheblichem Maße beruht Schrotts These auf Topo- und Anthroponymen.“ (ebd.)

BARBARA PATZEK formuliert es in ihrem Beitrag „Altorientalische ‚Textvorlagen‘ für die *Ilias*?“<sup>6</sup> wie folgt:

„Zu den zentralen Thesen Raoul Schrotts gehört, dass Homer ein ‚schreibender, fremde Texte aufarbeitender und auf das Visuelle fixierter Autor‘ gewesen sei, der zumindest zwei Sprachen beherrschte, das Akkadische und das Griechische.<sup>7</sup> Ein ‚kompilierender‘ Schreiber also nach altorientalischem Vorbild,<sup>8</sup> der an einer im eroberten Kilikien installierten neuassyrischen Schreiber-schule anhand von Schultexten sozusagen Literatur gelernt habe und durch diese Vorbilder auf die Idee gekommen sei, auch für die Griechen eine ähnliche Literaturkultur zu begründen.“

In seiner kritischen Rezension (sie ist nicht in dem Sammelband von ULF und ROLLINGER enthalten) zur *Ilias*-„Übertragung“ von R. Schrott fasst PAUL DRÄGER<sup>9</sup> die Schrott-These folgendermaßen zusammen:

„Kernpunkt ist die ‚Entdeckung‘, das ‚wahre‘ Troia der uns vorliegenden *Ilias* sei nicht das an den Dardanellen im Nordwesten der heutigen Türkei von CALVERT/SCHLIEMANN ausgegrabene und dann seit 1988 ... weiter erforschte Areal (heute: Hisarlik), sondern das rund 800 km Luftlinie entfernte, im Süden der Türkei im Binnenland gelegene Káratepe (‚Schwarzberg‘, späthethitisch Azatiwada) und das rund 100 km Luftlinie davon entfernt im Südwesten zum Meer hin um das späthethitische Adanija (heute die Millionenstadt Adana) gelegene Areal im später ‚Kilikien‘ (hethitisch: Kizzuwatna; assyrisch: Hillaku) genannten Gebiet; Homer ... sei ein griechischer Schreiber und Eunuch in einer auf dem heutigen Káratepe gelegenen assyrischen Residenz-Kanzlei gewesen, der – mit Ortskenntnissen der Troas ausgestattet – seine Epen unter Verwertung des alten Troia-Sagenstoffes vornehmlich aus orientalischen Quellen, wie dem Gilgamesch-Epos, aus diversen orientalischen Erzählungen und Dokumenten sowie aus zeitgeschichtlichen assyrischen Ereignisabläufen kompiliert habe.“

Das Buch von Ulf und Rollinger (beide sind Professoren in Innsbruck), das im Zentrum dieses Berichtes steht, „geht auf eine an der Universität Innsbruck vom 13. – 15. November 2008 durchgeführte Tagung mit dem Titel ‚Homer – Troia – Kilikien. Symposium über die Thesen von Raoul Schrott‘ zurück.“ Das Buch enthält 20 Beiträge aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und ist äußerst spannend zu lesen, ist aber auch sehr anspruchsvoll. Vor allem die beiden Aufsätze von FRANCIS BREYER<sup>10</sup> und von I. HAJNAL (s. Anm. 5) lassen beim Laien ein leichtes Gefühl der Überforderung entstehen. Auch beim wiederholten Lesen stößt man immer wieder auf neue Gedanken, Gesichtspunkte und Probleme. Wer zu diesem Buch greift, muss außerdem auch bereit sein, tief in die Geschichte Griechenlands und Anatoliens mit benachbarten Gebieten in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends und der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Chris-

tus einzutauchen. Gleichzeitig ist dieses Buch schwer zu besprechen, und zwar auf Grund der Vielzahl der verschiedenen Gedanken, Ansätze und Bezüge; im Grunde genommen, verdiente ein jeder Aufsatz seine eigene Rezension. Die Aufsätze befassen sich mit verschiedenen Themenkreisen, nämlich den naturräumlichen Gegebenheiten, dem historisch-politischen sowie dem wissenschaftsgeschichtlich-ideologischen Umfeld, der Etymologie, dem Text als Dichtung und der Beziehung der *Ilias* zum Orient. Es geht immer nur um die *Ilias*, nie um die *Odyssee*. Übergeordnetes Erkenntnisinteresse ist dabei immer wieder festzustellen, ob beziehungsweise inwieweit Schrott „Recht“ hat. Die Autoren kommen dabei zu unterschiedlichen, aber meist eher zurückhaltend und vorsichtig geäußerten Ergebnissen. Als Fazit kann man sagen, dass er kaum volle Zustimmung erfährt. DIETER HERTEL zum Beispiel kommt am Schluss seines Aufsatzes zu dem Ergebnis:

„Aus dem hier Dargelegten geht hervor, dass Homer nicht von Kilikien und von Karatepe spricht. Es kann nicht ein tragfähiges Indiz dafür angeführt werden, dass Troia auch oder ganz besonders in Südostanatolien zu lokalisieren wäre.“<sup>11</sup>

Auch A. MEHL sieht keine Argumente „für eine kilikische ‚Ilias‘ eines kilikischen Homers ...“ (s. Anm., S. 218).

Andere gestehen ihm aber durchaus auch Verdienste zu. I. HAJNAL (s. Anm. 5) sieht es als Verdienst von R. Schrott an, „das Augenmerk der Homerforschung in eine neue Richtung gelenkt zu haben.“ (S. 241) LANFRANCHI (s. Anm. 13) ist der Meinung, dass das Buch von Schrott „*should be considered a generous and enthusiastic attempt to produce a rift in this common conviction*“ (L. meint mit „*this common conviction*“ die Überzeugung von der „griechischen“ *Ilias* und dem „*Greek miracle*“ (S. 236), „*although many of his suggestions cannot be accepted from the scholarly point of view.*“ (S. 236/237) Nach JUSTUS COBET<sup>12</sup> wollte Schrott mit dem „Skandalon der Kilikien-These“ als Außenseiter „beides aufmischen, die Klassizisten, Abendländer und Oberlehrer, wie auch die etablierten Wissenschaftsdisziplinen.“ (S. 430)

Vor allem wollte er sicherlich, so ist man geneigt provokant festzustellen, die „Oberlehrer“ (im gegebenen Zusammenhang kann damit wahrscheinlich nur die seltsame „Spezies“ der deutschen – und wahrscheinlich auch österreichischen – Altphilologen gemeint sein), die erstens einmal alles besser wissen und zweitens von nichts **wirklich** Ahnung haben, „aufmischen“, denn diese verkraften es bestimmt nicht, dass ihr Glaube an Troia, Homer und Schliemann zusammenbrechen könnte – vgl. dazu die einleitende Bemerkung bezüglich der Szene in Göttingen. Und sicherlich könnte ihnen überhaupt nicht gefallen, dass Homer das „Antlitz eines ... Wanderers zwischen den Kulturwelten“<sup>13</sup> bekommen oder gar ein „armer Mann, fast ein Türke, der ausgerechnet den Griechen die Kultur bringt!“, werden könnte. Homer fast ein Türke, das wäre in der Tat schrecklich. Wenn Homer ein früher Türke war, dann waren das THALES und HERODOT (im Hafen von Bodrum (=Halikarnassos) befindet sich eine Statue von ihm) auch. Und Milet, diese „Zelle der geistigen Revolution“,<sup>14</sup> wäre dann auch etwas Türkisches. Ausgerechnet in diesem Gebiet fand die „Entdeckung des Geistes statt“ (MAIER, S. 102), hier war das „große Erdbebengebiet des Geistes“.<sup>15</sup> Väter der Dichtkunst, der Philosophie und der Geschichtsschreibung wären dann also Türken oder frühe Türken oder „fast-Türken“. Ein durchschnittlicher „Oberlehrer“ kann das wahrscheinlich wirklich nicht verkraften.

Nur, wie viele Türken gab es denn zu der Zeit, in der Homer lebte und auch in den Jahrhunderten danach? Jedem, der die Geschichte Kleinasiens etwas kennt, ist wohl bekannt, dass „die Türken“, und zwar genauer die Seldschuken, erst nach der Schlacht bei Mantzikert/Malazgirt 1087 n. Chr. (Sieg über das byzantinische Heer) große Teile Kleinasiens eroberten, besetzten und beherrschten. Rund 200 Jahre später kamen dann die Osmanen und errichteten ihr Reich. Erst dann kamen also Angehörige der Turk-Völker nach Kleinasien. Auch erst ab dem 11. Jahrhundert wurde Kleinasien islamisch. Und die zahllosen Völker, die vorher und auch nachher in Kleinasien ansässig waren oder dort durchzogen, machten doch das erst aus, was man dann „die Türken“ nennen kann: Hethiter, Assyrer, Hurriter, Kelten,

Phryger, Makedonier, Griechen, Römer, Parther, Byzantiner, Angehörige der Turkvölker, Westeuropäer, Mongolen, Tartaren, Perser, Araber usw. COBET spricht in seinem schon erwähnten Aufsatz auch von „aktuellen Vereinnahmungen der Ilias durch die moderne Türkei“ (a. a. O., S. 435) und verweist auf die Eröffnung der Ausstellung „Troia – Traum und Wirklichkeit“ im März 2001 in Stuttgart. In einem Bericht von ARNO WIDMANN in der Berliner Zeitung vom 17. 3. 2001 heißt es darüber:

„(Die Geschichte Troias) ist nicht mehr der Beginn der Geschichte Europas. Sie ist jetzt untrennbar mit der des alten Orients verbunden. Damit erhält die troianische Geschichte nicht nur für das Selbstverständnis Europas, sondern auch für das der Türken eine völlig neue Bedeutung. [...] Troia kann nach den jüngsten Forschungsergebnissen, die die Rolle Griechenlands entscheidend reduziert haben, in eine orientalische Identität integriert werden. [...] Das vor allem macht die Ausstellung zu einem Politikum. Im Grußwort zum Katalog spricht der türkische Staatspräsident davon, dass sich die stärksten Wurzeln der europäischen Kultur in Anatolien befinden.“<sup>16</sup>

Man kann und muss noch weiter in die Geschichte zurückgehen. Bekanntlich wird im südostanatolisch / mesopotamischen Raum der „Fruchtbare Halbmond“ angesetzt, jenes Gebiet, in dem vor rund 12000 Jahren die Jungsteinzeit, das Neolithikum, einsetzte.

„Für den grundlegenden Wandel der Wirtschaftsform vom altsteinzeitlichen Wildbeuter zum jungsteinzeitlichen Ackerbauern und Viehzüchter hatte 1925 der australische Prähistoriker V. G. CHILDE den Begriff ‚Neolithische Revolution‘ geprägt ... In ihren Auswirkungen ist sie nach der Beherrschung des Feuers durch den altsteinzeitlichen Jäger nicht weniger bedeutend als die ‚Städtische Revolution‘, die in Mesopotamien in der zweiten Hälfte des 4. Jt. v. Chr. einsetzt, oder gar die ‚Industrielle Revolution‘ der Neuzeit. Das Neolithikum als eigenes Zeitalter war schon 1865 von J. LUBBOCK ... benannt worden.“<sup>17</sup>

Am Göbekli Tepe (=Nabelberg), am nördlichen Rand dessen, was „fruchtbarer Halbmond“ genannt wird (im eben zitierten Buch ist auf S. 27

eine gute Veranschaulichung mit den wichtigsten Fundorten abgebildet), einige Kilometer von der noch in der heutigen Türkei liegenden südostanatolischen Stadt Urfa entfernt, gräbt der deutsche Archäologe KLAUS SCHMIDT schon seit etlichen Jahren die „ältesten Monumente der Menschheit“ aus.<sup>18</sup> Auf S. 151 des ausgezeichneten Buches des Badischen Landesmuseums ist eine Karte abgedruckt, auf der sehr schön die allmähliche „Verbreitung der neolithischen Lebensweise“ von ihrem Kerngebiet her bis nach Westeuropa hin zu sehen ist. Auf den Seiten 151 und 159 ist zu erkennen, wann ungefähr die einzelnen Regionen erreicht worden sind: die Peloponnes etwa um 6600 v. Chr., Italien und der Adria-raum etwa um 6000 und das westdeutsche Gebiet ungefähr um 5200 v. Chr. Auch dieser Blick auf die Geschichte zeigt die enorme Bedeutung dieses Gebietes für die Entwicklung der Menschheit. Die These, dass wir auch „Kinder des Orients“<sup>19</sup> sind, ist also nicht falsch.

J. HAUBOLD<sup>20</sup> kommt zu dem Ergebnis, dass der kilikische Homer Schrotts abzulehnen ist. Kilikien hat Homer nicht interessiert. „Das klassische Kilikien kommt in der Ilias nicht vor, ... Eine persönliche Verbindung Homers mit Kilikien wird ... nicht ersichtlich ...“ (S. 385). Er fügt hinzu, dass R. Schrotts These damit „deutlich an Attraktivität“ (ebd.) verliert; trotzdem stellt er fest:

„...unsere Zeit braucht einen neuen, kulturell geschmeidigeren Homer, das gilt für den deutschen Sprachraum wie anderswo auch. An der Aufgabe kann spätestens seit dem Streit um Korfmanns Troja kein Zweifel bestehen. Schrott hat hier Dankenswertes geleistet.“ (S. 385)

Zwei Fragen seien hier erlaubt: Erstens einmal ist zu fragen, was ein „kulturell geschmeidigerer Homer“ ist, und zweitens, wieso „unsere Zeit“ ihn „braucht“. Aussagen, die zur Beantwortung dieser Fragen beitragen könnten, finden sich in dem Buch nicht.

Einige Beiträge wenden sich an Spezialisten, zum Beispiel der Aufsatz „Kilikien, Hethiter und Danaer in ägyptischen Quellen der Spätbronzezeit“ von FRANCIS BREYER auf den Seiten 149 bis 181, wobei es um Entsprechungen zwischen den ägyptischen Hieroglyphen und dem bei den

Hethitern benutzten Keilschrift-Luwischen geht, sowie der schon erwähnte Aufsatz von I. HAJNAL (s. Anm. 3), der als Aufgabe seines Beitrags sieht, „die von Raoul Schrott propagierte ‚*Cilician connection*‘ aus Sicht der Onomastik zu prüfen“ (S. 241). Alle Aufsätze umfassen einen größtenteils sehr umfangreichen Anhang von Anmerkungen und Literatur, zwei Aufsätze, nämlich der von D. HERTEL und M. MEYER (s. Anm. 10 und 30) enthalten etliche Pläne, Skizzen und Abbildungen.

Ulf und Rollinger sprechen in ihrem Vorwort davon, dass schon in der Diskussion unmittelbar nach Erscheinen des Zeitungsartikels (s. Anm. 1) und des kurz danach erschienenen Buches von Schrott (s. Anm. 3) „Detailfragen der Sprachwissenschaft“ (S. 7) behandelt wurden. Es ging aber auch schon sehr früh in dem zweiten Streit um die *Ilias* (der erste Streit drehte sich um den Ort Troia selbst und darum, ob er in „engen Beziehungen zu den Hethitern und in die Ägäis“ stand (ebd.), darum, ob Homer der „Vater Europas“ sei, denn „er steht für Europa; der Dichter wie der Kontinent sollen vor ‚dem Orient‘ bewahrt werden“ (S. 8), so verlange es nämlich das bisherige Homer-Bild der Althistoriker und Altphilologen. Die Herausgeber des Bandes sehen es als „Vorzug dieses Bandes, dass er die traditionelle Perspektive der Antike als dem Feld der Geschichte von Griechenland und Rom weit überschreitet und nicht nur die Hethiter und Assyrer, sondern auch Zypern und Ägypten einschließt. Zudem werden in ihm die Grenzen der wissenschaftlichen Disziplinen überschritten, so dass ein multiperspektivischer Zugang zur Fragestellung vorliegt, den es in dieser Form bisher nicht gibt“ (S. 8).

Ist diese Aussage so richtig? Ich glaube, die Zeit ist vorbei, in der Althistoriker nur die Geschichte Griechenlands und Roms sahen. Für das 19. Jahrhundert und auch den Beginn des 20. Jahrhunderts mag das gelten; da waren allerdings z. B. auch noch nicht die Keilschrifttexte der Hethiter bekannt. Der schon vorher erwähnte J. LATACZ (s. Anm. 2 und 3) stellt jedenfalls eindeutig fest: „Die Zeit, da Altertumswissenschaft im Wesentlichen mit Kunde von der griechisch-römischen Antike identisch war, neigt sich ihrem Ende zu.“ (Troia und Homer, S. 98) Schon kurz vorher (S. 94) spricht er die „anatolische Grund-

orientierung Troias“ an; es steht für ihn fest, dass Troia „im 2. Jahrtausend v. Chr. jedenfalls politisch und kulturell primär fest in die hethitisch-luwische Einflußsphäre eingebunden war.“ (a. a. O., S. 148) So sensationell ist diese Formulierung wiederum auch nicht. Schon vor Jahrzehnten stellte MARGARETE RIEMSCHEIDER fest: „So waren, wenn nicht Priamos und Paris überhaupt, so doch mindestens die meisten der trojanischen Hilfsvölker luwische Hethiter.“<sup>21</sup> Einige Seiten weiter nach der Bemerkung von S. 148 stellt Latacz ganz klar fest, dass sich der „bisher exklusiv über Troia wachenden Klassischen Altertumswissenschaft ... Disziplinen wie Anatolistik und Hethitologie hinzugesellen“ (a. a. O., S. 171) werden müssen. Das ist doch wohl eindeutig.

Warum es der Altphilologie so schwer fällt, sich von dem bisherigen Homer-Troia-Ilias Bild zu lösen und neue, andere Sichtweisen zuzulassen, untersucht CHRISTOPH ULF in seinem einleitenden Aufsatz.<sup>22</sup> Dafür macht er verschiedene Annahmen verantwortlich:

- „dass ‚Völker‘ als soziale und politische Einheiten seit jeher existieren würden und dass diese über ... ein Wesen verfügen würden, das jeweils unvergleichbar und unableitbar sei“ (S. 13);
- die „Hypothese von der mündlichen Entstehung der homerischen Epen“ (ebd.) und eine lange Tradition von mündlich weitergegebenen Mythen;
- die *Ilias* und die *Odyssee* werden „als der Anfang der ‚griechischen Literatur‘ und damit meist gleich auch ‚der‘ europäischen Literatur betrachtet“ (S. 14). Verbunden wird das mit der Annahme eines griechischen Volkes, „das sich eine nationale Literatur schafft ...“ (S. 15). Damit ist der Gedanke verbunden, dass die antike Geschichte „als Vorgeschichte des gegenwärtigen Europa interpretiert“ wird – „auch um die behauptete kulturelle Superiorität Europas in der Welt zu begründen“ (ebd.);
- es wird angenommen, dass der Hexameter „ein klares Indiz für“ die „Mündlichkeit der Epen“ und damit für ihr hohes Alter sei (ebd.);
- die Archäologie wird als Wissenschaft verstanden, die die Geschichtlichkeit „sowohl

für die Entstehung der Epen als auch der in ihnen dargestellten Geschehnisse“ nachweisen könne (S. 17).

Demgegenüber betont Ulf, dass die homerischen Epen „Dichtungen“ sind und als Dichtung „auch fiktionale Texte sind“ (S. 17).

Den abschließenden Abschnitt seines Aufsatzes überschreibt Chr. Ulf mit „Das Beharrungsvermögen des Klassizismus“. Darunter versteht er einerseits, dass die Altphilologie die Prämissen, die in den eben genannten Punkten aufgeführt wurden, aufstellt und an ihnen festhält, und zweitens, dass dieses Beharrungsvermögen in der eigenen historischen und ideologischen Situation ihrer Begründer und Vertreter begründet ist. Das soll heißen, dass die Altphilologie, speziell die deutsche, Zustände der griechischen Geschichte und der Entstehung der griechischen Literatur so annahm, wie sich deutsche Geschichte und Literatur zur Zeit ihrer eigenen Entstehung darstellten.

„Auf diese Weise kann die romantische Sicht von Volk und Nation mit den Griechen als Vorbild in Einklang gebracht werden, wenn man nur die Griechen mit der eigenen Gegenwart wiederum in Beziehung setzen kann. Aus deutscher Perspektive gelang das auch gut, bieten doch die Griechen insofern eine ausgezeichnete Parallele für die eigene Gegenwart, als sie so wie die Deutschen des 19. Jahrhunderts über keine politische Geschlossenheit verfügten, sich aber über ihre Kultur als Nation definieren ließen.“ (S. 23)

Wäre die Altphilologie fähig, wie der Satiriker LUKIAN<sup>23</sup> es mit seiner „Distanzierung vom gängigen Bildungsbetrieb seiner Zeit“ (S. 12) geschafft hat, sich von ihren Prämissen zu lösen, hätte sie sich ihn als Vorbild nehmen können, dann wäre der Weg frei, zu einer neuen Sicht zu gelangen. (Dieser antike Schriftsteller – als in Samosata=Samsat Geborener übrigens auch fast ein Türke! – konnte etwas, was heutige Altphilologen nicht vermögen). Das ist jedoch erst dann möglich, wenn man sieht, „dass die bisher als beinahe unumstößlich geltenden Prämissen für die Interpretation der homerischen Epen nur das Produkt einer unglaublichen Beharrung auf Spekulationen sind, die im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert ihre Wurzel haben, ...“ (S. 18). Dann

wird man auch anerkennen können, dass „Begegnungen mit fremden ‚Kulturen‘, im Konkreten mit Phönikern und Assyrern“ (S. 22), eine große Rolle für die „Ausbildung eines gemeinsamen griechischen Bewusstseins“ (ebd.) gespielt haben. Dazu trugen „ohne Zweifel die immer wiederkehrenden, zum Teil länger dauernden Begegnungen mit fremden ‚Kulturen‘, im Konkreten mit Phönikern und Assyrern“ bei (ebd.). Denn das „ist der historische Kontext, in dem neue Texte von der Art der homerischen Epen ihren Platz haben“ (ebd.). Ulf verlegt die Entstehung der homerischen Epen in die Zeit um 700 v. Chr., bestreitet die Verbindung zwischen Homer und Mykene, findet die mykenische Adelswelt „als Hintergrund für die homerischen Epen ... nicht länger haltbar“ (S. 21) und sagt, dass sich erst ab dem Ende des achten Jahrhunderts unter den griechisch sprechenden Bewohnern „langsam das Bewusstsein einer Gemeinsamkeit entwickelte“ (S. 22). Damit positioniert sich Ulf als zumindest „Schrott-nah“. Er berührt sich hier mit der Sichtweise von GIOVANNI B. LANFRANCHI, wie sie in seinem Aufsatz<sup>24</sup> sichtbar wird. Der „historische Kontext“, von dem Ulf spricht, ist folgendermaßen zu verstehen. Ab der Mitte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts betrieb das Neuassyrische Reich, vor allem unter den Königen TIGLAT-PILESAR III. („Ihre Hälse schnitt ich ab wie von Lämmern“ ist eine typische, die eigenen Siege feiernde Inschrift in seinem Palast) und SARGON II., eine auch in der Bibel erwähnte intensive Expansions- und Unterdrückungspolitik, der zu begegnen vielen Völkern und Herrschern bewusst war (Eroberung des Nordreiches Israel 722, worauf Samaria – nach dreijähriger Belagerung und schließlicher Einnahme – zu einer assyrischen Provinzhauptstadt wird).

„...the political élites very soon and dramatically realized that the Assyrian expansionism ... was a deadly threat. The independence of their countries, their own political and social status, and even their own survival were in serious danger. In this emergency, they were forced to develop an efficacious political reaction. It was necessary to acknowledge that no state, whatever its extension or its military strength, might have resisted to the Assyrian attack with its own forces only. It was deadly necessary to

*stipulate alliances and to build coalitions between states. The only hope of resisting and possibly blocking the Assyrian imperialism consisted in taking a common stand against it; consequently, it was urgently necessary to extinguish all previous hostilities and rivalries between states, kings and dynasties. Unity and concord were the only means for salvation.*“ (Lanfranchi, a. a. O., S. 227)

Die *Ilias* wird damit zu einer politischen Schrift und Homer zu einem in historischen und politischen Zusammenhängen stehenden Autor. Lanfranchi drückt es so aus: „... it is possible to understand immediately that Homer ... presents his poem as a hymn in favour of unity against division ...“ (S. 231) und etwas später sagt er noch deutlicher, dass „the incipit of the *Iliad* may be safely interpreted as an appeal to unity against a possible foreign attack, ...“ (ebd.), allerdings „verpackt“ in eine „mythological story“ (ebd.). Auch die Griechen kamen demnach in Kontakt mit Assyrien und die griechischen Eliten waren sich des assyrischen Imperialismus bewusst. So kam es, dass alleine „unity and concord among Greeks might have granted the possibility to resist the Assyrian empire ...“ (S. 233). Es musste akzeptiert werden, „that the Assyrian empire was dangerously projecting its shadow over the Aegean, and the well-known Assyrian imperialism was much closer than ever in the past.“ (S. 235) Aber kann dieser Text dann noch von einem in assyrischen Diensten stehenden griechischen Schreiber stammen? Dieser hätte dann ja gegen seinen eigenen „Arbeitgeber“ angeschrieben; sehr überzeugend klingt das nicht.

Abschließend stellt Lanfranchi fest, dass der assyrische Imperialismus und sein Einfluss auf die Entwicklungen „of the Greek archaic world“ (S. 236) viel zu lange unterschätzt wurde oder gar nicht gesehen wurde.

Ein Zusammenhang mit Assyrien und der Region wird auch in anderen Beiträgen deutlich. So spricht auch ROBERT ROLLINGER in seinem Aufsatz „Homer und der ‚Orient‘“<sup>25</sup> mehrmals davon, dass Beziehungen dorthin und Einflüsse von dort bestanden, vor allem kultureller Art, wobei er aber betont, dass Homer „mit Sicherheit kein assyrischer Schreiber“ (S. 39) war. Auch WALTER BURKERT<sup>26</sup> spricht von zahlreichen

Kulturberührungen und -einflüssen, wenn er beispielsweise „die akkadische Ependichtung“ und ihre „Parallelen zu ‚Homer‘“ (S. 418) nennt. Burkert erwähnt auch MARTIN WEST, der ebenfalls zu dem Ergebnis kommt, dass die *Ilias* „ja durchgehend in Stil und Stoff orientalisches geprägt“<sup>27</sup> ist, wie jetzt auch „allgemein zugegeben“ (ebd.) wird. So fragt auch JOSEF WIESEHÖFER, „woher und auf welchen Wegen der Iliasdichter seine orientalischen Anregungen bezogen hat.“<sup>28</sup> BARBARA PATZEK geht in ihrem Beitrag „Altorientalische ‚Textvorlagen‘ für die *Ilias*?“ (vgl. dazu Anm. 4) dabei besonders auf das Gilgamesch-Epos ein, nachdem sie einleitend die These von R. Schrott skizziert hat, dass sowieso zu beobachten sei, dass man allgemein „nach altorientalischem Vorbild“ (S. 391) geschrieben habe.

„Ähnlich, wie auch im Israel derselben Zeit ‚das Verlangen‘ entstanden sei, das Deuteronomium schriftlich zu fassen. Und ähnlich wie dort die altmesopotamische Flutgeschichte als Vorlage für die Noahlegende, die Sargonlegende für die Mosesgeschichte und die Vasallenverträge Assarhaddons der Abfassung der Bundestheologie dienten, so sei auch die *Ilias* aus konkreten Textvorlagen hervorgegangen.“ (Ebd.)

Unwillkürlich denkt man da ja gleich an das damals als sensationell empfundene, heute eher als „alter Hut“ geltende Buch von WERNER KELLER „Und die Bibel hat doch Recht“.<sup>29</sup>

Eine besondere Rolle spielt, wie schon oben in den Zitaten über die Schrott-These anklänge, der Südosten Kleinasiens und da besonders die Bergfestung Karatepe in Kilikien, die mit ihren Inschriften 1946 entdeckt und ab 1968 ausgegraben wurde. Für Schrott ist dieses Karatepe das homerische Troja. Schrott begründete das unter anderem damit, dass es in der *Ilias* Hunderte von Hinweisen auf die Landschaft um Karatepe gebe. Der Erbauer dieser Burg war um 740 v. Chr. ein späthethitischer Kleinkönig namens Azatiwada (der außerhalb von Karatepe völlig unbekannt ist), nach dem seine Festung Azatiwadaja benannt war. Sie liegt auf einem 224 m hohen Berg, ungefähr 130 m über dem Fluss Ceyhan und in einer Entfernung von ca. 40 km zum Meer. RÖLLIG sagt: Es kann „hier keine größere Dauersiedlung, schon gar keine ‚Stadt‘ gegeben“<sup>30</sup> haben. Diese

Festung wurde nicht erobert, es gibt keine Spuren, die darauf hindeuten könnten. Sie ist wohl verlassen worden, aber wann und warum das geschah, ist ebenfalls unbekannt. Wichtig ist, dass hier auf Orthostaten und Reliefs eine Bilingue mit einem hieroglyphen-luwischen und einem phönizischen Teil gefunden wurde, wodurch die „endgültige Entzifferung der hieroglyphen-luwischen Schrift und Sprache“ (Röllig, S. 116) möglich wurde. Eine Übersetzung ins Griechische gibt es nicht, auch keine griechischen Texte überhaupt. Röllig kommt zu dem Schluss, dass mit der Entdeckung des Karatepe, der Bergfestung und ihres Erbauers Azatiwada ein kurzer Einblick „in die vielschichtigen Beziehungen Kilikiens zu Assyrien ... im Osten, der Levante im Süden“ möglich wurde „– aber nicht zur Ägäis oder gar zu Griechenland.“ (S. 130) Damit spricht er sich auch gegen die These von Schrott aus. Schon einige Seiten vorher in seinem Aufsatz hatte er festgestellt, dass sich die phönizische Sprache „zusammen mit der phönizischen Schrift also schon im neunten Jahrhundert in Nordostsyrien und wenig später auch in Kilikien verbreitet zu haben“ scheint (S. 124).

Auch M. MEYER bringt etliche Einwände gegen das Troia Schrotts vor.<sup>31</sup> Sie weist darauf hin, dass „Karatepe ca. 40 Kilometer Luftlinie von der Küste entfernt liegt. Belagerer dieser Stadt würden sich nicht regelmäßig zu einem Schiffs-lager zurückziehen können. Die Burg liegt auf einem steilen Hügel und wurde im Osten vom Pyramos und im Süden von einem Zufluss des Pyramos umgeben ... Weder ist es möglich, von den Stadtmauern Kämpfenden zuzusehen, noch ist es möglich, jemanden um die Stadt zu jagen oder zu schleifen.“

Für sie ist Karatepe eindeutig anatolisch. Wichtig ist ebenfalls ihr Hinweis, dass „man beim derzeitigen archäologischen Kenntnisstand“ (S. 88) nicht von einer ‚Achäisierung‘ Kilikiens sprechen kann, wobei M. Meyer bei dieser Beobachtung von fehlenden Keramikfunden ausgeht. Sie stellt aber fest, dass „seit etwa 800 v. Chr. mit griechischer Keramik in Kilikien zu rechnen ist“ (S. 89).

Allein schon deswegen, so denke ich, müsste die Karatepe=Troia-These „erledigt“ sein. DRÄGER spricht in seiner oben schon erwähnten Rezension

(s. Anm. 7) gar von einer „Kilikien-Phantasterei“ Schrotts und nennt seine Entstehungstheorie „absurd“.

Weitere Namen, die in diesem Zusammenhang von enormer Wichtigkeit sind, müssen noch erwähnt werden. Es fällt auf, dass einige dieser Namen mit ziemlicher Unsicherheit, was ihre genaue Ein- und Zuordnung angeht, verbunden sind. Ein solcher Name ist Arzawa, wobei es sich um einen Staat im westlichen Kleinasien handelte, der von den Hethitern ab dem 14. Jhd. v. Chr. erobert und in drei kleinere Staaten aufgeteilt wurde. Ein weiterer ist (die heutige türkische Großstadt) Adana; in hethitischen Quellen erscheint der Name als Adanija, mit dem Volk der Danuna. Diese Danuna waren auch schon den Ägyptern bekannt; schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts taucht der Name in ägyptischen Quellen auf. Die Versuchung liegt nahe, die Danuna mit den Danaern gleichzusetzen; und hier besteht dann auch wieder eine Verbindung zur Schrott-These. Adana war der Hauptort Kilikiens (hethitisch: Kizzuwatna). Eine ganz wichtige Rolle spielen Wilusa/Wilusija/Wilios, welches LATACZ mit Troia gleichsetzt (s. dazu a. a. O., S. 109). Wilusa (bei den Hethitern auch Taruwisa bzw. Truwisa genannt) war auch das Gebiet um Troia herum, also die Troas. Dieses Wilusa war ein kleinasiatischer Staat (einer der drei Nachfolgestaaten von Arzawa) der späten Bronzezeit, der zwischen 1400 und 1200 v. Chr. erwähnt wird und ein Vasallenstaat unter hethitischer Oberherrschaft war. Die größte Bedeutung aber hat Achijawa (auch: Ahhijawa/Ahhijawa), welches in hethitischen Texten des 15. bis 13. vorchristlichen Jahrhunderts (ganz genau in einem Text des hethitischen Königs Amuwanda zu Beginn des 14. Jahrhunderts) erwähnt wird und als gleichrangige Macht gesehen wird. Es gab dabei durchaus so etwas wie einen diplomatischen Schriftverkehr. Unter den *Achijawa* werden heute allgemein die Achäer (*Achaioi*) verstanden. Auch in ägyptischen Quellen des späten 2. Jahrtausends tauchen die Achäer und auch die Danaer auf und werden eindeutig Griechenland zugeordnet. Nur bei Schrott „sind Achaier – zusammen mit Danaern – bereits im zweiten vorchristlichen Jahrtausend in Kilikien ansässig.“<sup>32</sup>

Den Achaiern und Danaern widmet Latacz in seinem Buch ein eigenes Kapitel (S. 150ff). Ausgangspunkt ist dabei die Feststellung, dass Homer für die Griechen drei Namen benutzt, nämlich die *Argeoi*, die *Achaioi* und die *Danaoi*. Homer hat diese Namen nicht erfunden und er benutzt sie auch nicht willkürlich; vielmehr waren diese Namen da und waren historische Realität. Sie bezeichnen bei Homer „keine separaten Einzelstämme, sondern die Gesamtheit der Aggressoren“ (Latacz, ebd.). Der älteste dieser Namen ist *Argeioi* (die Leute/Menschen von der Ebene – der Peloponnes nämlich), was schon vor 1500 auftaucht und sich auf Menschen auf der Peloponnes bezieht. Die *Danaoi* (ein Stamm oder ein Adelsgeschlecht) sind in ägyptischen Quellen ab 1400 als *Danaja* bekannt. Sie besiedelten ebenfalls die Peloponnes und müssen mit den Mykenern gleichgesetzt werden, zu denen die Ägypter seit der Okkupation Kretas intensivere Beziehungen hatten. *Ahhijawa* schließlich ist der hethitische Name für die *Achaioi*, einen Volksstamm, der Ostgriechenland und Inseln der östlichen Ägäis dominierte. Dass eine Landschaft im Norden der Peloponnes auch Achaia heißt, stört dabei aber etwas.

Interessant ist nun, dass die genannten Namen, wenn man die gängigen Geschichtsatlanten zu Rate zieht, je nach Ausgabe durch die Regionen „wandern“. Im Historischen Weltatlas des Cornelsen Verlags von 1990 sind die West- und die Südküste Kleasiens eindeutig als „Mykenische Kultur ... und Einflußzone ... um 1200 v. Chr.“ (S. 4) angegeben. Hatte Schrott diese Karte vor Augen? Der dtv-Atlas Weltgeschichte verzeichnet auf S. 34 (2. Auflage, 2001) Arzawa an der Südküste Kleasiens, Wilusa ebenfalls, die Hethiter in der Mitte und im Süden, der Eintrag AHHIJAVA im Nordwesten der heutigen Türkei wird mit einem Fragezeichen versehen; der Atlas Weltgeschichte (Klett Verlag, 2009) macht überhaupt keine Angaben, während die Kartenausgabe des Putzger (Historischer Weltatlas, Cornelsen 2011) die Gebiete sehr detailliert aufführt: die Hethiter beherrschen den Großteil Kleasiens, Arzawa liegt im Westen, Ahhijawa liegt in der Mitte der Ägäisküste mit der Hauptstadt Abasa (= Ephesos), und zwar nur dort, also



nicht im heutigen Griechenland, und Wilusa ist ein kleines Gebiet ganz im Nordwesten der heutigen Türkei. (Das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus Geschichtsatlant) Die Hethiter selbst bezeichneten Ahhijawa / Achijawa) als westlich von ihrem Staatsgebiet liegend – was genau darunter zu verstehen war, bleibt unklar: in Kleinasien, in der Ägäis, in Griechenland? GERD STEINER sagt eindeutig, dass Ahhijawa „auf jeden Fall auf dem anatolischen Festland gelegen haben“<sup>33</sup> muss und dass es „kein Land ... in Griechenland gewesen sein“ (ebd.) kann. Mit dieser Annahme steht er allerdings ziemlich allein. Allerdings muss es sich auch laut HAJNAL bei Ahhijawa „um ein echtanatolisches Toponym handeln, das mit dem griechischen Namensstamm ... formal nicht identisch sein kann“ (Ulf/Rollinger, S. 251). Für Steiner ist Ahhijawa „ein anatolisches Königtum im südwestlichen Kleinasien, etwa im Bereich des späteren Karien“ (S. 282).

Latacz sieht das konträr anders: „Ahhijawa kann nicht in Kleinasien gelegen haben.“ (A. a. O., S. 155.)

„Ahhijawa ist endgültig aus der Kompetenz der Kleinasienkunde ausgeschieden. Es ist ein griechisches Gebiet außerhalb Kleasiens, mit Brückenköpfen, vor allem Milet, an der kleinasiatischen Gegenküste.“ (A. a. O., S. 156.)

Und genau so zeigt es auch die Karte, „Kleinasien, Ägäis und Griechenland im 13. Jahrhundert vor Christus“ auf den ersten beiden Seiten seines Buches. Auf S. 103 seines Buches weist Latacz auf folgende Beobachtung hin:

„In dem 1949 konzipierten und dann 1953 in erster Auflage erschienenen ‚Großen Historischen Weltatlas‘ des Bayerischen Schulbuch-Verlages München (damals eine international vielbeachtete wissenschaftliche Pionierleistung) war als Karte 5 ... eine Darstellung des ‚Hatti-Reichs‘ erschienen, die in den Grundzügen auch heute noch standhält. Auf Lokalisierungen in dieser Karte, die schon damals ... das Richtige trafen ..., werden wir im folgenden hin und wieder hinweisen, um der möglichen Vorstellung entgegenzuwirken, das hier verhandelte Thema der hethitischen Geographie sei eine völlig neue Errungenschaft oder gar ein Exoticum, das mit Misstrauen beobachtet werden müsse.“

Und an anderer Stelle (S. 157) ergänzt er, dass auch schon 1953 in die Karte des Bayerischen Schulbuch-Verlages Mittelgriechenland und die südliche/südöstliche Ägäis „ausdrücklich als Reich der Ahhijawa“ eingezeichnet worden sind. Es scheint so zu sein, dass dieser Wissensstand im Laufe der Jahrzehnte verloren gegangen ist.

Seiner Meinung nach spricht sowieso vieles dafür, dass das boiotische Theben „ein oder sogar das Zentrum des Reiches gewesen sein könnte“ (a. a. O., S. 158), was seiner Meinung nach auch sehr gut erklärt, „daß die achaische Allianz zum Rachezug gegen Troia ausgerechnet von Aulis (vis-à-vis von Euboia) aufbricht“ (ebd.), denn Aulis war der Hafen von Theben. Einen wichtigen Stellenwert hat dabei der Schiffskatalog in der *Ilias* (Zweiter Gesang, Vers 494 - 759), in dem nur Orte des griechischen Festlandgebietes und Kreta sowie einige Inseln verzeichnet sind, aber kein einziger aus Kleinasien. Und dieses Achijawa (vielleicht unter Führung Thebens) „war in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends eine expansive Macht im Mittelmeergebiet. Es griff im 15. Jahrhundert nach Kreta aus und trat nach Ausschaltung der Minoer-Seeherrschaft über die Ägäis Kretas Erbe auch in Kleinasien an: Es setzte sich in Milet fest. Von dort aus versuchte es sich weiter auszubreiten ... Achijawas Versuche, dem Großreich der Hethiter ... Schaden zuzufügen, endeten aber schließlich mit einem Gegenschlag der Angegriffenen: Achijawa verlor seinen Brückenkopf in Westkleinasien, Milet.“ (A. a. O., S. 340/341.)

Und weil Achijawa diese Schlappe (die Eroberung und Zerstörung von Milet/Millawanda durch die Hethiter zur Zeit ihres Königs MURSILI II. hat um 1320/1315 stattgefunden) nicht hinnehmen wollte, schaute es sich nach „Ersatz“ an der kleinasiatischen Westküste um und fand ihn an einer Stelle, „die wegen ihres wachsenden Reichtums und ihrer handelspolitischen Bedeutung schon lange im Visier der Achijawer war: Troia“ (S. 341) Das ist das historische „Szenario“ (S. 140), das J. Latacz entwirft und das er an anderer Stelle so formuliert: „Was sich da deutlich abzeichnen scheint, ist Expansivität, aber nur in eine Richtung: Von West nach Ost, von Achijawa nach Kleinasien – nicht umgekehrt.“ (S. 336)

Überhaupt geht Latacz von der Historizität des Troianischen Krieges aus, billigt ihr allerdings nichts „wirklich Verbindliches“ zu, aber doch eine „Wahrscheinlichkeit“ (S. 342). Im Zuge seiner Beweisführung kam er sowieso immer wieder zu Zwischenergebnissen und Folgerungen wie „Homers Handlungskulisse ist historisch“ (S. 169ff.), „Die Welt der Angreifer ist mykenisch“ (S. 261), „Die Troia-Geschichte ist in der mykenischen Zeit erdacht worden“ (S. 297ff.), bis endlich das Buch mit dem letzten Abschnitt „Das Resultat: Ein Krieg um Troia ist wahrscheinlich“ (S. 338 - 342) abschließt.

Selbstverständlich kann ich nicht beweisen, dass Latacz „Recht“ und Schrott „Unrecht“ hat. Bei der Gesamtwürdigung des Buches ist allerdings festzustellen, dass die These von R. Schrott eher vorsichtig und distanziert aufgenommen wird. Uneingeschränkte Zustimmung erfährt er nicht. Ich habe aber ein wenig den Eindruck, dass die Universität Innsbruck mit ihrem Homer- und Schrott-Kongress aus Sympathie für und Solidarität mit einem österreichischen „Außen-seiter und Aufmischer“ den herkömmlichen Wissenschaftsbetrieb und die allgemein akzeptierte Lehrmeinung etwas einseitig zuspitzt und verbiegt, um dem begabten und natürlich klugen und gelehrten Landsmann mehr Wahrscheinlichkeit und auch vielleicht mehr wissenschaftlich unterfütterte Publizität zukommen zu lassen.

#### Anmerkungen:

- 1) Raoul Schrott: „Adana: Homer hat endlich ein Zuhause – in der Türkei“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22. Dezember 2007.
- 2) Joachim Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels. Piper Verlag GmbH, München 2003 (Taschenbuchausgabe).
- 3) Wolfgang Kofler, „Die Ilias als fiktionaler Text“ in: Ulf/Rollinger, S. 311.
- 4) Andreas Mehl, „Zyperns Einordnung in die politische Welt Vorderasiens im späten 2. und frühen 1. Jahrtausend v. Chr.“, in: Ulf/Rollinger, S. 207.
- 5) Ivo Hajnal, „Namen und ihre Etymologien – als Beweisstücke nur bedingt tauglich?“, in: Ulf/Rollinger, S. 242. Hajnal bezieht sich hier auf Schrotts Buch: Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe, München 2008.
- 6) In: Ulf/Rollinger, S. 391 – 407.

- 7) Vorwort zu Homer, Ilias übertragen von Raoul Schrott, München 2008, VII (bei Patzek Anm. 1 auf S. 404).
- 8) R. Schrott, Homers Heimat...München 2008, S. 96f. (bei Patzek Anm. 2 auf S. 404).
- 9) „Wer hat mein Lied so zerstört?“ – Dr. Paul Draeger zur Ilias-„Übertragung“ von Raoul Schrott <http://www.alte-sprachen.de/?p=1206>.
- 10) „Kilikien, Hethiter und Danaer in ägyptischen Quellen der Spätbronzezeit“, in: Ulf/Rollinger, S. 149 - 180.
- 11) Dieter Hertel, „Übereinstimmungen und Widersprüche zwischen Text und Örtlichkeit (Hisarlık und Troia)“, in: Ulf/Rollinger, S. 58 (vgl. dazu die Ergebnisse bei Haubold, s. Anm. 16).
- 12) Justus Cobet, „Die Ilias, Asien und Europa“, in: Ulf/Rollinger, S. 425.
- 13) Barbara Patzek, a. a. O., S. 392.
- 14) Friedrich Maier, Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur. J. Lindauer Verlag, München 2011, S. 101.
- 15) Bezeichnung von H. Heuser, Als die Götter lachen lernten. Griechische Denker verändern die Welt, München 1997, S. 11. (zitiert von Maier auf S. 99; auf S. 12 seines Buches hatte Maier diese Stelle auch schon zitiert.)
- 16) Cobet, a. a. O. (s. Anm. 11), S. 438/39, Anm. 39.
- 17) Harald Hauptmann/Mehmet Özdoğan, „Die Neolithische Revolution in Anatolien“, in: Die ältesten Monumente der Menschheit. Herausgegeben vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart 2007, S. 26.
- 18) Vgl. dazu sein Buch „Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger“ von 2006.
- 19) Siehe dazu den Aufsatz von Cobet (vgl. Anm. 11) auf S. 426.
- 20) Johannes Haubold, „Lykien (und Kilikien) in der Ilias“, in: Ulf/Rollinger, S. 375 – 390.
- 21) Phaidon Verlag, Essen. Dieses Buch war Teil der in den Jahren 1958 bis 1966 in mehreren Auflagen erschienenen Serie „Große Kulturen der Frühzeit“.
- 22) „Die Diskussion über Ilias und Homer: alte Thesen – neue Zugänge“, in: Ulf/Rollinger, S. 11 bis 24.
- 23) Ulf bezieht sich hier auf Lukians „Wahre Geschichten“, Teil 2.
- 24) „The Expansion of the Neo-Assyrian Empire and Its Peripheries: Military, Political and Resistance“, in: Ulf/Rollinger, S. 225 - 239.
- 25) Ulf/Rollinger, S. 31 - 43

- 26) „Varianten der Kulturbegrenzung“, in: Ulf/Röllinger, S. 409 - 423.
- 27) „Die Entstehung der Ilias“, in: Ulf/Röllinger, S. 329 - 340.
- 28) „Homers ‚orientalische Verbindungen‘“, in: Ulf/Röllinger, S. 135 - 147.
- 29) Econ-Verlag GmbH, Düsseldorf 1955 (bis 1957 acht Auflagen mit 280.000 Exemplaren).
- 30) Wolfgang Röllig, „Und ich baute starke Festungen an allen Enden auf den Grenzen ...‘ Zur Bedeutung der Inschriften und Reliefs vom Karatepe-Aslantaş“, in: Ulf/Röllinger, S. 117.
- 31) Marion Meyer, „Kilikien: örtliche Gegebenheiten und archäologische Evidenzen“, in: Ulf/Röllinger, S. 91.
- 32) Hajnal (s. Anm. 5), S. 247 (vgl. S. 249 u.).
- 33) Gerd Steiner, „Namen, Orte und Personen in der hethitischen und der griechischen Überlieferung“, in: Ulf/Röllinger, S. 277.

Heinz-Jürgen Schulz-Koppe, Köln

*Hakan Baykal: Der erste Reporter – Herodots Berichte aus aller Welt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Primus-Verl.) Darmstadt 2013. 159 S., EUR 19,90 (ISBN 978-3-86312-040-5).*

Um es vorauszuschicken – HAKAN BAYKAL (B.) legt nicht die (wieviele?) durchgängige wissenschaftliche Monographie über den *pater historiae* (CICERO) vor, sondern eine geistreich-unterhaltsame wie angenehm lesbare Sammlung journalistischer Essays zu seinem Landsmann und ihm Seelenverwandten, deren Leichtigkeit der Darstellung die Selbstverständlichkeit der gleichsam beiläufig mitgegebenen Einzelinformationen wohl nicht ohne Absicht entspricht.

So zeigt die Einführung in Zeit und Werk (S. 7 - 14) HERODOT als Erzähler von Geschichte wie Fabulierer von Geschichten, als Ethnologen und Geographen, als Biologen und Klimaforscher – als Enzyklopädisten der zu seiner Zeit bekannten Welt und ihrer Phänomene, und immer wieder: ihrer Menschen. Der ‚rote Faden‘, von welchem er ebenso oft ins Anekdotische und Legendenhafte abschweift wie er zu den historischen Fakten zurückkehrt, sind die Auseinandersetzungen zwischen Griechen und dem Perserreich, im Besonderen die Kriege zwischen 490 und 479 v. Chr.

Es ist ein Füllhorn kleiner Einzelbilder, die B. aus ihrer Abfolge im Geschichtswerk seines Kollegen löst und in fünf Themenkreisen – durch

Querverweise teils (S. 125, 128, 142, 147) aufeinander bezogen – neu zusammenfasst, die aber den o. g., weitergehenden Fachgebieten Herodots durchaus angemessen sind: Von Göttern und Menschen (S. 15 - 48) – Von Völkern und Ländern (S. 49 - 76) – Von Forschern und Entdeckern (S. 77 - 104) – Vom Feiern und Trauern (S. 105 - 130) – Von Fürsten und Dienern (S. 131 - 153). Ein kurzes Verzeichnis allgemeinerer Literatur sozusagen um den Autor herum (S. 159) rundet die bunte Anthologie ab, Textgrundlage ist die Kröner-Übersetzung der Historien von A. HORNEFER (Stuttgart 1971). So hören wir von der tranceseligen Reise des ARISTEAS AUS PROKONNESOS, Apollons Schamanen (S. 16 - 21), von der Küste des Marmarameeres ins Innere Asiens, auf der Route einer Seidenstraße, die es (im 7. Jh. v. Chr.) noch lange nicht gab und nahezu 2000 Jahre vor MARCO POLO – in der Erzählung des antiken Reporters wie der Machbarkeitsprüfung des modernen, welcher sich hierfür auch auf Fachautoritäten stützt. Geschlechtliche Verbindungen von Mensch und Tier sind auch dem griechischen Mythos nicht fremd, man denke an die kretische Königin Pasiphae und den Minotaurus oder die Spartanerin Leda und ihren Schwan, aber Herodot siedelt seinen ersten Skandal im Rahmen des ägyptischen Logos im östlichen Nildelta an – die Anekdote um den Bock von Mendes (S. 28 - 33), während eines Aufenthaltes des Autors ebenda und zuvor bereits von Pindar bestätigt, wird aus ägyptologischer und religiöser, aus sexologischer und moderner juristischer Perspektive gedeutet – als Urthema der Menschheit wie auch der Kavallerie des Alten Fritz. Die Beschneidung – nicht Verstümmelung – , von Herodot bei den Ägyptern merklich distanziert beobachtet und mit Hygiene begründet, bei manchen Völkern Aufnahme ritual in die Kriegerklasse, im AT von JAHWE im Zeichen des Bundes (S. 34 - 37) als Gesetz schon ABRAHAM aufgegeben, zeigt sich – nicht ohne Schalk beschrieben – über die Verehrung des *sanctum praeputium* des beschnittenen Messias (Lk) bis in die Neuzeit hinein für B. noch in der tagesaktuellen Diskussion als „gleichsam konstituierendes Element des jüdisch-christlichen Abendlandes“ (S. 35). Rituelle Tötungen, die Herodot den